

Fritz Rosenfeld:

## Das glühende Blut

(Schluß)

Am Morgen wurde ein junger Bauer von den Mandarin geführt, den die Soldaten nachts bei einer Streife durch den Wald gefangen hatten. Der Bauer war gefesselt, aber seine Augen brannten so wild, daß es schien, er könnte seine Fesseln sprengen, sobald er nur wollte. Der Mandarin ließ die Soldaten abtreten, ging auf den Bauern zu, legte beide Hände auf die Schultern des Bauern.

„Du bist in das Haus des Kaufmanns Jung eingedrungen und hast einen Beutel Geld geraubt,“ sagte der Mandarin.

„Ich habe das Geld geraubt, weil ich arm bin,“ sagte der Bauer. „Nur wer reich ist, kann beraubt werden.“

„Deine Tat ist gesündigt. Du wärst glücklich, wenn dir keine Strafe drohte?“

Der Bauer schüttelte die Hände des Mandarins ab. „Mehet nicht viel, Herr, schickt mich gleich unter das Beil des Henkers.“

Der Mandarin lächelte. „Ich darf das glühende Blut nicht kaufen für Geld, nicht rauben mit Gewalt. Aber Freiheit, die ich schenke, ist weder Geld, noch Gewalt.“

„Gibst du mir einen Tropfen deines Blutes, wenn ich dich frei lasse?“ fragte der Mandarin.

„Und wenn du mein Vater wärest, gäbe ich dir keinen Tropfen meines Blutes.“

Der Mandarin wich zurück. Er sah in den Augen des Bauern das glühende Blut. Er mußte seinen Einsatz erhöhen. Nicht Geld, nicht Gewalt, dachte er. Ich will leben, dachte er. Was ist mein Amt, was bedeutet mein Rang, wenn ich langsam in meinem Palast erriere?

„Gibst du mir einen Tropfen deines Blutes, wenn ich dir meine Macht übertrage, wenn ich dich an meine Stelle setze, wenn ich dich zum Herrn über die Provinz erhebe?“

Der Bauer lachte. Es war ein Lachen ohne Glanz und ohne Wärme.

„Meine erste Tat wäre, dich töpfen zu lassen,“ sagte der Bauer.

Da richtete der Mandarin sich hoch auf. Aus den Augen des Bauern leuchtete ihm der Haß entgegen. Wer haßt, kann nicht glücklich sein, dachte der Mandarin. Er schlug den Gong. Die Soldaten kamen. Sie führten den Bauern in den Kerker.

Gegen Abend ließ Kwang-Si-Teng sein reichstes Festkleid bringen. Seine Finger strichen über die kostbare Seide. Lange zögerte er, ob er den Weg wagen sollte, den letzten, der ihm noch blieb. Den Weg zu seiner Geliebten Ma-Sung.

Er hatte Ma-Sung vor einem Jahr von der Verkäuferin eines Teehauses gekauft und ihr am Rande der Stadt einen Pavillon angewiesen, in dem er als junger Mann viele Sommer verbracht hatte. Die Erinnerung an die schönsten Tage seines Lebens atmete ihm von diesen Wänden entgegen, und seine glücklichsten Träume flatterten wie bunte Vögel unter diesem Dach. Er hatte Ma-Sung in die teuerste Seide gehüllt und leuchtende Kränze von Perlen in ihr Haar geflochten. Er wußte, daß sie ihn nicht liebte, doch er hoffte, daß ein wenig Dankbarkeit für ihn in ihrem Herzen lebte.

Ma-Sung schlief schon, als Kwang-Si-Teng kam. Ueber ihrem Bett brannte ein Lampen, in dem matten Rot seines Lichtes sah Ma-Sung wie ein schlafendes Kind aus, Frieden strahlte aus ihren Zügen wie ein stilles, ewiges Leuchten.

Kwang-Si-Teng berührte leise Ma-Sungs Schulter. Ma-Sung erwachte, richtete sich auf, rieb sich die Augen. Sie neigte sich vor ihrem Gebieter. Der Mandarin ergriff ihre Hand, eine schmale Hand, deren Haut wie Seide war. Heißes Blut floß unter dieser Haut.

„Würde meine angebetete Ma-Sung mir sehr zürnen,“ sagte Kwang-Si-Teng langsam, „wenn ich sie um einen Tropfen ihres Blutes bäte? Einen einzigen Tropfen?“

Ma-Sung blickte den Mandarin verständnislos an. In seinen alten, ausgebrannten Augen war eine ungeheure Leere. Mit einer jähen Bewegung zog sie ihre Dede bis an den Hals hinauf, beinahe bis an ihre Augen. Sie zitterte am ganzen Körper. Dieser alte Mann, der sie gekauft hat, den sie haßt, weil sie ihm gehorchen muß, will sie töten. Wohl sagt er, daß er nur einen Tropfen ihres Blutes wolle, in Wirklichkeit aber will er ihr Leben.

„Gib!“ schrie Ma-Sung. „Mörder!“ Kwang-Si-Teng sprang auf sie zu, verschloß ihren Mund mit seiner Hand. Der Die-

## Der Hofpsalmist

Durch Feld und Buchenhallen  
ließ ich mein Lieb erschallen  
und meine Liebste lauschte tief beglückt.  
Das war — und kommt nicht wieder,  
jetzt sing ich meine Lieder  
und niemand ist davon entzückt.

Wie kamt' ich dein vergessen,  
einst hatten wir zu essen,  
doch eines Tages kam der blasse Brief.  
Den Brief erhielten hundert,  
gar mancher war verwundet,  
der auf dem Kissen „Dauerstelle“ schlief.

Befehl du deine Wege,  
so such' ich Brüden, Stege,  
die Fährte „Glück“ zu neuer Ueberfahrt.  
Der Glanz ist verwehrt,  
nun bin ich angesteuert,  
fast ausgestilgt aus dieser Gegenwart.

Auf, auf, ihr meine Lieder!  
Ihr Menschen werst hernieder,  
was eurem Herzen sie entlockt.  
Schneltröbe Kinderhände  
flink sammeln sie die Spende,  
ach, ihre Herzen sind noch nicht verstockt.

Wacht auf! ruft's von den Zinnen —  
was soll ich noch beginnen?  
Mein Lieb ist meine letzte Kraft . . .  
Verhärtet nicht, ihr Leute,  
die Not findet viele Beute  
und unversehrt Nachbarschaft.

J. J. J. a. h.

nerin, die ins Zimmer stürzte, gab er ein Zeichen, sie verschwand wieder. Stumm legte der Mandarin einen goldenen Ring auf das Tischchen neben Ma-Sungs Lager und ging. An der Türe wandte er sich nochmals um. Er wußte in diesem Augenblick, daß er Ma-Sung nie wiedersehen wird.

Kwang-Si-Teng schlug nicht den Weg zur Stadt ein. Er war so tief in Gedanken versunken, daß er nicht wahrte, in welche Richtung er ging. Die Nacht hatte bereits den Gipfel überschritten, als er vor einer Hütte stand. Sie war aus Bambus geflochten, doch hängen Fäden von Seide über das Dach, als wollte jemand ihre Armseligkeit verbergen und ihr das Ansehen eines Palastes verleihen. In der Hütte brannte ein Licht.

Der Mandarin pochte leise an die Tür. Sie öffnete sich, und ein Mann trat heraus, dessen Haare angegraut, dessen Augen schlaf waren. Er starrte Kwang-Si-Teng eine Weile an. Als der Mandarin sprechen wollte, hob der Mann schnell die Hand.

„Ich weiß alles,“ sagte er. „Ich habe euch erwartet.“

Kwang-Si-Teng zögerte, als der Mann ihn über die Schwelle ziehen wollte. Doch er vermochte dem Mann nicht zu widerstehen.

„Alles ist vorbereitet,“ sagte der Mann. „Ihr bleibt heute Nacht bei mir, und morgen treten wir gemeinsam die Reise nach Pe-King an.“

Der Mann klaffte in die Hände. „Eilt euch,“ rief er. „Unser Gast hat Hunger.“ Ein Lächeln verbreitete sich über sein Gesicht. „Ich habe viele Diener,“ sagte er. „Wie es sich für den künftigen Kaiser des Reiches ziemt.“

„Dummlopf,“ schalt der Mann plötzlich. „Warum stellst du die Schüssel an den Rand des Tisches?“ Er wandte sich wieder Kwang-Si-Teng zu. „Verzeiht,“ sagte er. „Der junge Diener ist erst drei Tage bei mir. Ich habe ihn aus Mitleid in mein Haus genommen.“

Kwang-Si-Teng wußte nicht, was er antworten sollte. Der Mann befahl Dienern, die unsichtbar blieben, er überwachte das Auftragen der Speisen, von denen das Auge des Mandarins nicht eine Spur erblicken konnte.

„Greift zu, Herr,“ sagte der Mann. „Ihr werdet am Hofe zu Pe-King nicht reich werden, als bei mir.“

Bescheidenheit wohnt in diesem Hause nicht, dachte der Mandarin. Mit staunenden Augen sah er, wie der Mann seine Hände ausstreckte, unsichtbare Speisen ergriff und in den Mund schob. Die Augen des Mannes flackerten. Sie beobachteten Kwang-Si-Teng so scharf, daß diesem nichts anderes übrig blieb, als gleichfalls die Hände nach den unsichtbaren Schüsseln auszustrecken und zu tun als ob er aße.

Dann erhob sich der Mann, ging zu einer arbeitsamen, turmförmigen Truhe, die an der Wand stand, und holte einen Arm voll bunter Dinge hervor. Er breitete sie sorgfältig auf dem Tisch aus. Goldstücke, zerbrochene Messer, zergerissene Kerne eines Kleides, Steine, wie sie zu tausenden am Seegrund liegen.

„Dies hier,“ sagte der Mann und griff nach einem dunkelbraunen, gerippten Holz-Wäffel, „ist das Schwert eines Kaisers aus der Zeit der Dynastie Han. Wer dieses Schwert besitzt, wird einst Kaiser des Reiches. Nun hat sich der alte Spruch erfüllt. Und dies hier,“ er wies auf einen Felsen Seide, „ist der Bruchmament meines Vaters, der Fürst von Tschili war, ein großer, ein weiser Fürst.“ Der Mann nahm einen Stein in die Hand, ein Stück Kiesel, abzuschleifen vom Wasser vieler Jahrhunderte. „Habt ihr jemals einen Diamanten gesehen wie diesen?“ fragte er. „Ich werde ihn auf der Brust tragen als Kaiser.“

Da zog der Mandarin die Stirn in Falten. Den Traum eines Menschen erfüllen, und sei es auch nur für eine kurze Stunde, bedeutet weder, ihn mit Geld kaufen, noch ihn mit Gewalt zwingen. Kwang-Si-Teng neigte sich tief vor dem Mann, er verstellte seine Stimme, sie klang nun sanft wie die eines bittenden Kindes. „In deinen Adern glüht das Blut der Kaiser,“ sagte er. „Die höchste Macht des Kaisers ist die Gnade. Gewähre deinem Knecht eine Gnade, Herr.“

„Eine Gnade? Tausend Gnaden,“ sagte der Mann, und sein Antlitz strahlte. „Gib mir einen Tropfen deines Blutes. Nur einen einzigen Tropfen deines erhabenen kaiserlichen Blutes.“

Die Augen des Mannes brannten und funkelten. Plötzlich riß er den Ärmel seines Kleides auf und streckte dem Mandarin seine Hand entgegen.

„Nimm,“ sagte er. Er griff nach einem hölzernen Messer und reichte es dem Mandarin. „Hier hast du ein Messer, öffne meine Adern, nimm dir einen Tropfen meines kaiserlichen Blutes.“

Der Mandarin hielt das Messer in seinen Händen. Der Mann stand vor ihm, beobachtete ihn scharf. Ein Leben liegt vor ihm, und er wird glücklich sein, dachte der Mandarin. Doch plötzlich begann er zu lachen. Er fühlte, wie der Frost wieder an seinem Körper empor kroch. Bald wird er wieder im Herzen sitzen. Ein alter Mann bin ich, an der Schwelle des Todes, dachte der Mandarin. Und spiele hier mit einem Narren Komödie. Orrell wurde das Lachen des Mandarins, ohne Klang war es und ohne Wärme. Und der Mann lachte mit. Der Arm, den er dem Mandarin darbot, zitterte. Da legte der Mandarin mit einer einzigen Bewegung die Steine und Felsen vom Tisch, stieß den Tisch um, brüllte den Mann an: „Narr — Narr — Narr“ — und lief hinaus, auf die Straße, aus der Frost und ein unfähiger Schauer des Einsamseins aufstieg, der langsam am Leib des Mandarins emporkroch wie ein todtwärtiges Tier.

Als der Morgen dämmerte, warf sich der Mandarin zu Boden. Er krallte seine Finger in die feuchte Erde. Sie ist groß und weit, dachte er, seit Jahrtausenden rollt sie durch das All. Aber sie hat nicht einen Tropfen Blut für mich. Sie ist ausgebrannt und erstorben, wie ich.

Tau fiel auf die Hand des Mandarins. Der Himmel spiegelte sich in dem winzigen Tropfen. Der Himmel weint um mich, dachte der Mandarin.

Ich werde nun sterben, dachte Kwang-Si-Teng. Die Diener und Beamten werden die Totengebete sprechen, mit leeren Herzen, und sie werden nicht zu mir dringen und mich erlösen, bis ich drüben bin.

Da ging Kwang-Si-Teng heim. Er setzte sich an den Tisch und schrieb mit eigener Hand sein Testament. Einen Beutel Gold vermachte er dem Bettler an der Pagode. Sein Haus, seine Schätze aber schenkte er dem Narren; mag der Narr sich einen Traum aus ihnen bauen, dies

ist das einzige, zu dem sie taugen. Nur einen Ring nahm er aus seinen Truhen. Es war ein schmaler, goldener Reifen, in dem ein Rubin brannte. Den Ring sandte er Su, dem Arzt. Kaltes, erstarrtes, erfrorenes Blut, das einzige, das es auf dieser Welt noch gibt.

Dann befaß Kwang-Si-Teng den Dienern, alle Fenster des Palastes zu öffnen. Die Diener sahen einander an, aber sie gehorchten. Kwang-Si-Teng legte sein Kleid ab und hüllte sich in einen Mantel aus weißer Seide. Der Mantel war so dünn, daß der Frost durch ihn hindurchgriff an den Leib des Mandarins und an sein Herz.

Wir erfrieren alle, dachte Kwang-Si-Teng, als er die Finger des Frostes in seinem Herzen spürte. Eine Wolke von Frost umhüllt die Welt. Ein Tropfen glühenden Blutes vermöchte sie zu erlösen — doch muß dieser Tropfen Blut so heiß sein, daß er alles Eis schmilzt, und daß er ungeheure Brände entfacht, in denen die Wälder verflammen und die Häuser einstürzen, in denen

die Menschen sich voreinander verbergen. Ein einziger Tropfen Blut, aber er müßte ein Licht sein, das die Sonne überstrahlt.

Mit geschlossenen Augen lag Kwang-Si-Teng da. Die kalte Hand des Windes strich über seine Stirn, sie war barmherzig, denn sie trocknete den Schweiß seines Sterbens.

Der letzte Wille des Mandarins Kwang-Si-Teng fiel auf die Statue der Guan-Yin, der Göttin der Barmherzigkeit, die er zu Füßen seines Lagers aufgestellt hatte. Sie war aus Elfenbein geschnitten, ein kostbares Stück aus dem Besitz seiner Familie. Sein Vater hatte in schweren Stunden Räucherwerk vor ihr entzündet und zu ihr gebetet.

Und da war es, als wüßte die Figur, sie wurde größer, als Menschen sind, sie breitete ihren Mantel aus, er umschloß den Mandarin, er umschloß das Zimmer, den Palast, den Kwang-Si-Teng, das Reich, die Welt. Ein Mantel aus Purpur war es, vor dem der kalte Atem des Windes in winzige weiße Blütenblätter zerfiel.

## Insel im Blutmeer

Andorra. — Der spanische Bürgerkrieg hat für die Bewohner des Bergstaates eine merkwürdige Folge gehabt; sie haben ihren „Koprinzen“, den Bischof von Urgel, zum ersten Mal seit 1130 Jahren, verloren.

Wie seit Jahrhunderten, geht das Leben in Andorra seinen Weg. Es ist vielleicht sogar noch stiller geworden, seitdem weit drunten im Süden, hinter den phantastisch gezackten Bergen der Pyrenäen, der Bürgerkrieg tobte; die Wogenend-Autocars aus Barcelona haben nicht mehr ihre Fremden ab, die das kuriose Ländchen stets so gern besichtigten. Und doch ist eine entscheidende Veränderung in der staatsrechtlichen Situation dieser 5000 Andorraner eingetreten — sie bildet das Tagesgespräch auf dem gepfästesten Marktplatz, im Café, im „Regierungsgebäude“, der Casa del Valle, die noch genau so dasteht, wie sie 1588 erbaut wurde. . .

Das Jahr 805 brachte schwere Kämpfe zwischen den Franken und den Mauren in Spanien. Die Mauren in den Tälern der Ostpyrenäen griffen zu Bogen und Schwertern und schlossen sich den Franken an. Als die Sarazenen vertrieben waren, erhielten sie zum Dank dafür eine von Karl dem Großen ausgestellte „Charta“, die ihnen einen eigenen Staat schuf, den „Staat der Täler von Andorra“. Sie sollte „Selbstverwaltung genießen, aber der Staat stand unter der Souveränität zweier „Koprinzen“, des Grafen von Foix und des Bischofs der katalanischen Stadt Urgel. Die Zeit hat es mit sich gebracht, daß die Würde des französischen Koprinzen von den Grafen von Foix auf die Könige, Kaiser und Präsidenten von Frankreich überging, die sie schließlich dem jeweiligen Präfecten des Departements Ostpyrenäen in Perpignan überließen. Im allgemeinen kümmerten sich die Andorraner nicht viel um ihre beiden Koprinzen und lieferten ihnen die Steuern ab, zu denen sie seit 805 verpflichtet sind: jährlich 960 Francs für den französischen Präsidenten, beziehungsweise seinem Präfecten, eine Ladung Schinken und Käse für den Bischof von Urgel. 1936 ist das erste Jahr, in dem der übliche Naturalien-Tribut zur Erntezeit nicht abgeliefert werden konnte: der Bischof von Urgel hat sich vor den Schreden des Bürgerkrieges in Italien in Sicherheit gebracht. Das ist aber auch das einzige, was die Andorraner von den Dingen, die sich ringsum abspielen, zu spüren bekommen. . . Ist es der Beginn einer neuen staatsrechtlichen

Aera in Andorra? Man würde sich nicht wundern, denn die letzten paar Jahre haben keine Veränderungen gebracht, als ebenso viele Jahrhunderte vorher: Revolution, Verfassungsänderung, Umsturzversuche. . . Freilich, alles in einem Rastab, über den wir Nichtandorraner ein wenig lächeln.

Es begann damit, daß eines Tages französische Ingenieure eintrafen, in dem hübschen modernen Hotel der „Hauptstadt“ Andorra la Vella Zimmer mieteten und geheimnisvolle Missionen anstellten. Bald darauf war ein französisch-spanischer Trust gegründet, der die ungeheuren Wasserkräfte des Landes ausbeuten wollte. Ein riesiges Elektrizitätswerk wuchs aus der Erde, es gab Arbeit, aber auch Unruhe. Andorra war plötzlich zum Wertobjekt geworden, zur Schauffigur im Spiel der Großmächte. Die kleine Gebirgsbauernrepublik hätte schnell ihre Selbständigkeit verloren, wenn nicht die geschickte alte Verfassung sie gerettet hätte, durch die Zweiteilung der Souveränität, vergleichbar einem Kräfte-Parallelogramm.

Unter der andorranischen Jugend, die plötzlich mit der Neuzeit bekannt wurde, begann es zu gären. Sie verlangte das Wahlrecht. Bis hier hatten nur die „Caps de casa“, die Familienoberhäupter, das Recht, die 24 Räte aus ihren Reihen zu wählen, die zwar nur 10 Befeten jährlich Graififikation erhalten — der Staatspräsident, „Synde general“, ebenfalls ein einfacher Bauer, bekommt 80 Befeten im Jahr —, aber diese Räte gehörten noch einmal zur Schicht der selbständigen Bauern und nahmen in erster Linie deren Interessen wahr. Das gefiel den jungen Andorranen nicht mehr, und sie drohten mit einer gewaltigen Revolution, wenn man ihnen nicht allgemeines Wahlrecht gewährte.

Diese Revolution fand denn auch wirklich statt, allerdings höchst ungewollt. Im April 1932 feierte man das Wahlrecht, es wurde ausgiebig geübt, und auf dem Seimweg kam eine Gruppe junger Leute auf den Gedanken, die im „Regierungsgebäude“ tagenden Räte mit dem richtigen Hauschlüssel, der immer am Tor steckt, zum Scherz einzusperrern. Kaum haben die Räte die johlenden Burthen aus dem Fenster des Ratszimmers, kaum merkten sie, daß sie eingeschlossen waren, da sagten sie sich: die Revolution ist da — und beschloßen sofort das allgemeine Wahlrecht. . . Es wurde zwar, als man später das Mißverständnis entdeckte, der

## Die Jahre

Man hat so Tage, die so grau und hager,  
Nichts ändert sich und alles ist ein Sumpf,  
Die Morgen, die einst glänzten, wurden mager —  
Du saßt dich an die Stirn, die alt und dumpf.  
Man süßt sich bidd und müd in's Schlammste  
drein,

Und sagt vertrottelt: . . . 's ist halt so auf  
Erden:

Es gibt nicht immer Wein und Semmelschein —  
Nur böß: daß aus den Tagen — Jahre werden!  
J. Garinger.

Versuch gemacht, es wieder abzuschaffen, aber  
nun gab es wirklich ernsthafte Ansuchen, und  
1938 wurde zum ersten Mal nach dem neuen  
Gesetz gewährt.

Ein Jahr später fand jener denkwürdige  
Rutschversuch statt, an dem sich jeder Andorraner  
mit Entrüstung erinnert. Boris Stossyreff, ein  
russischer Emigrant, tauchte plötzlich in Andorra  
auf, rief sich selbst zum König Boris I. aus,  
ließ an „sein Volk“ gerichtete Manifeste drucken  
und zog ins Regierungsgebäude ein. Aber der  
Rutsch des Russen, der auf der Ueberraschungs-  
taktik aufgebaut war, erlitten den andorranischen  
Bauern doch etwas zu frech. Ihr Präsident, der  
Syndic general Pere Torres — ein kluger alter  
Bauer aus dem Dorf Encamp — marschierte  
mit den sieben Polizisten, über die Andorra in-  
klusive d. h. „Polizeiprääsidenten“ verfügt, auf  
und verhaftete den Eindringling, der in ein  
spanisches Gefängnis abgeschoben wurde. Die  
französischen Soldaten, die bereits an der  
Grenze standen — Andorra hat keine eigene  
Armee, nur die Familienbater besitzen je eine  
Klinte — wurden wieder nach Hause geschickt.  
Ein zweiter Kronpräsident lebt in Perpignan:  
ein biederer Köpfermeister, der seine Ahnenlinie  
bis auf das Jahr 800 zurückleitet und behauptet,  
seine Dynastie habe einst in Andorra geherrscht.  
Man läßt über ihn und läßt ihn nicht über die  
Grenze. Noch gilt ja die Charta von 805, wohl  
bewahrt im alten Dokumentenschatz des Katis-  
saals in der Casa del Ball, zu dem es sieben  
Schlüssel gibt, die im Besitz der sieben Mäe aus  
den Hauptorten von Andorra sind; dieses  
„Staatsarchiv“ kann nur mit diesen sieben  
Schlüsseln gleichzeitig geöffnet werden.

Sicher ist es, daß nach der Entscheidung im  
spanischen Bürgerkrieg in Andorra wichtige  
Veränderungen vor sich gehen werden. Das  
große Elektrizitätswerk ist in Betrieb und sucht  
Abnehmer für seinen Strom. Das Spiel der  
Großmächte und des Großkapitals um den  
Bauernstaat ist erst am Anfang, die neue Zeit ist  
nun auch für Andorra angebrochen, Spaniens  
zukünftiges Schicksal wird hier in den letzten  
Ausläufern spürbar sein. Vielleicht wird man  
sogar die Haupteinnahmequellen der Staats-  
kassa wechseln müssen — bisher war es der . . .  
Briefmarkenverkauf. Andorra hat zwar keine  
eigene Post, aber eigene Marken, die natürlich  
von Sammlern sehr begehrt sind, und von denen  
möglichst oft Neudrucke hergestellt werden. Das  
lustigste sind die beiden Postgebäude auf dem  
S. -Platz von Andorra la Vieja, links das  
französische, rechts das spanische — beide Post-  
verwaltungen betreiben gemeinsam oder viel-  
mehr in Konkurrenz die andorranische Post und  
verkaufen beide die Andorramarken. Durch einen  
Staatsvertrag sollte nun die Postverwaltung ganz  
„a Spanien übergehen, aber daraus ist  
durch die letzten Ereignisse noch nichts geworden.  
Man wartet also ab in Andorra und genießt  
die Stille der Bergtäler, dieser Insel im Blau-  
meer der Pyrenäenhalbinsel.

## Der Sprung

Welliges Oedland, von staubbedeckter,  
weißer Landstraße durchschnitten. Wenige Fel-  
der. Seltener ein Baum an der Straße, der lar-  
gen Schatten spendet und Schutz vor der glühen-  
den Sonne. Schwerepackt, müde und vom Durst  
gequält trotzte ich dahin. Jeder Schritt wirbelt  
eine Wolke weichen Staubes auf, der sich in  
dicker Schicht auf die schweren Schuhe legt und  
in die Kleider und Atemwege driegt. Nir-  
gends ein Haus, ein Bach oder eine Quelle. Die  
Füße schlürfen über die Straße wie von einem  
Uhrwerk angetrieben; jedes Gefühl ist ihnen  
verlorengegangen.

Endlich ein Geräusch; ein schwerer Raster  
rattert heran, löst sich als schwarzer Stern aus  
der weißen Staubwolke. Plötzliche Freude wallt  
aber in mir auf: der Wagen kann mich der trost-  
losen Umgebung entführen. Ich muß aufspringen,  
der Masten fährt nicht allzusehnell. Schon  
ist er neben mir, jetzt muß ich zu laufen begin-  
nen, wenn der Sprung gelingen soll. Keine  
Sekunde ist zu verlieren. Los! —

Da meldet sich in mir eine andere Stimme:  
„Das darfst du nicht tun! Aufspringen ist ver-  
boten! Man wird dich herunterwerfen!“ —  
Vor mir aber liegt der endlose Marsch durch die  
de Wüstenei. Wache ich nur ein paar Sprünge,  
dann kann ich den eisenbeschlagenen Rand des  
Laderaumes erreichen und mich hinaufziehen.  
Wohin ich dann auch fahre: nur vorwärts!

Nun sehe ich das Ende des Wagens, noch  
kann ich es erreichen, wenn ich losstürze und  
springe. Staubfontänen springen auf. Der  
Körper strafft sich zur bevorstehenden Anstren-  
gung. „Gast du die Erlaubnis dazu?“ fragt der  
ängstliche, pedantische Teil meines Wesens. Nun  
trennen uns schon sechs oder acht Meter. „Es ist  
schon zu spät“, behauptet der Feigling in mir.  
Noch zwei Sekunden — jetzt hat er recht: Es  
ist zu spät. Die Staubwolke verdeckt den Wagen.  
Ich laufe weiter in müdem Trapp.

Mehr solcher Wider ruhen in meinem  
Gedächtnis; zuweilen wachen sie auf und stei-  
gen in das Bewußtsein hinauf, dann schäme ich  
mich meiner Schwäche und mangelnden Tat-  
kraft, der Eigenschaften, die ich mir allzuoft in

den Handlungen unseres Volkes im verstärkten  
Ausmaße wiederfinde. —

Wir liefen lachend durch den maigrünen  
Wald, zwei Burschen und zwei Mädchen. Die Erde  
duftete schwer und heraufchend. Es war ein  
Frühjahr, wie herb und wunderbar wir in  
unseren siebzehn Lebensjahren nie eines erlebt  
hatten. Freudig und erregt pulste das Blut durch  
unsere Körper. Mit neuen Augen blickten wir  
in die Welt und schauten oder ahnten zum  
erstenmal die Entschleierung des Geheimnisses  
„Leben“.

Kraftplatz am Kleinen See. Am Ufer lagen  
Boote, die ein Mann vermietete. Vom Ruhe-  
platz weg liefen die Drei zum Ufer, spielten  
dort mit Kieseln, stiegen plötzlich in einen Kahn  
und fuhren auf den See hinaus. Ich rannte  
zum Wasser und rief, da kamen sie näher heran  
und lodten „Spring doch rüber! Spring rein!“  
— Drei Meter Wasserfläche trennten uns. Sie  
fußten längs des Ufers und ich lief immer  
nebenher. Wenn ich zu kurz sprang, würden sie  
mich noch mehr verhöhnen, als sie es jetzt schon  
taten. Ein Mädchen lächelte mich aus: „Gast du  
Angst vor dem Wasser?“ Die Luft wurde brei-  
ter. Jetzt hätte ich vielleicht noch den Boots-  
rand erreichen können. Vielleicht hätte ich aber  
durch meinen Anprall die andern über Bord ge-  
worfen. Wie ein Narr rannte ich das Ufer ent-  
lang. Da wendeten die Mädchen mit kindlichem  
Trot das Boot und fuhren auf den See hinaus.  
— „Ahoi, erste Liebe! Ahoi, frühlingsfrohes  
Hoffen! Fast weinend vor Wut lief ich in den  
Wald und traktete meine Hände in das Moos.“

So endete dieser Tag. Die Welt war falsch  
und elend. Nie mehr ging ich mit den Dreien.  
Sie vernichteten mich nicht. Das Mädchen — mein  
Mädel — fand einen andern, noch im selben  
Mai . . . Wo ist es jetzt? — Vorbei, verpaßt,  
vorbei . . .

Und so verfaumen wir das halbe Leben.  
Täglich stellt es uns vor neue Aufgaben. Los,  
springe, bezwinge sie! Oft trennt uns nur ein  
schmalere Spalt von dem ersehnten Ziel, da fehlt

## Anekdoten um Saint-Pierre

Zu seinem 200. Geburtstage am 19. Jänner 1937

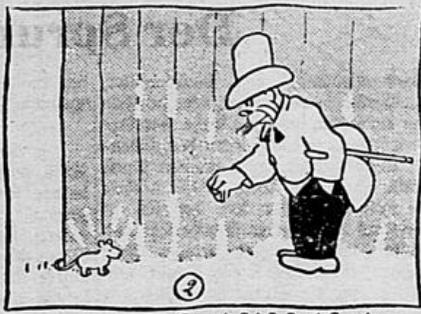
Bernardin de Saint-Pierre, der Dichter  
von „Paul und Virginia“, hat in einem langen,  
unsteten Leben die verschiedensten Wandlungen  
Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert miter-  
lebt und ist erst 1814 gestorben. Er sah das erste  
Königreich, die Revolution, das Zeitalter Na-  
poleons und wieder die Bourbonen. So hat er,  
der wichtige Vorläufer der Romantiker, nicht nur  
Romane geschrieben, in denen er Rousseaus  
Lehre fruchtbar zu machen verstand, sondern auch  
auf immertwährenden Wanderungen viel gesehen,  
mehr aber erlebt.

Getreu der rousseauschen Lehre war Saint-  
Pierre für ein natürliches Leben. Als man  
eines Tages davon sprach, daß die Sterblichkeit  
in den Hofreisen ein so erschreckendes Maß an-  
genommen hatte, erklärte er, den Grund zu  
wissen. „Ich kann Ihnen ganz genau sagen,  
woran die Leute sterben,“ meinte er, „die eine  
Hälfte stirbt an den Dinern, die andere an den  
Soupers.“

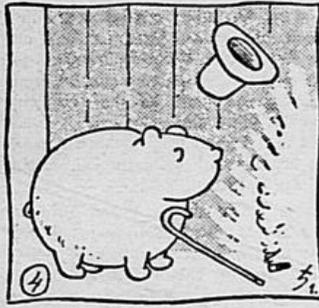
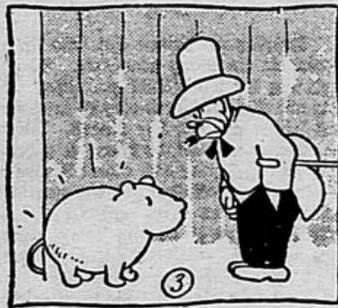
Ein abgerissener Dichter kam eines Tages  
zu Saint-Pierre und wollte von ihm etwas  
Geld leihen. „Ich habe nichts,“ sagte Saint-  
Pierre, „aber vielleicht gehen Sie einmal zu  
Victor Hugo, der hat Geld.“ „Zu Victor  
Hugo?“ antwortete der Hilfsbedürftige, „der  
hat mich ja zu Ihnen geschickt. Ich bin ihm  
nämlich die Miete schuldig, er ist mein Haus-  
wirt!“

Saint-Pierre erzählte: Ein wahres, echtes  
Gefühl sehe man so selten, daß er oft auf der  
Straße stehen bleibe, wenn dort ein Hund  
einen Knochen abnagt. „Am meisten interessiert  
mich dieses Schauspiel,“ so fügte er hinzu,  
„wenn ich gerade von Versailles oder Fontaine-  
bleau komme.“ (Dort nämlich, wo der Hof resi-  
dierte!)

Eines Tages hatte Saint-Pierre auf einer  
Reise die Erlaubnis bekommen, die Privat-  
räume des Königs von Spanien zu besichtigen.  
Vor seinem Schreibtisch blieb er stehen und  
sagte: „Hier also arbeitet der hohe Herr . . . ?“  
— „Was . . . arbeitet?“ rief der Hof-  
beamte, „was ist das für eine Unverschämtheit!  
Das ist ja eine Majestätsbeleidigung!“ Und  
Saint-Pierre hatte Mühe zu beweisen, daß  
Arbeit auch für einen König keine Schande sei. . .



Copyright P. L. B. Baa & Copenhagen



### Adamson hat ein unheimliches Erlebnis

uns der Mut und die Selbstüberwindung, den verantwortungsvollen Sprung zu tun, der vielleicht jemandem wehltun, mit veralteten Anschauungen brechen, morsche Ordnungen zertrümmern mag, uns alle aber ein gutes Stück vorwärts bringen könnte.

Nicht soviel zagen, nicht solange zaudern! Springe, Mensch, springe!

Springst du einmal zu kurz oder zu weit, macht nichts, springe noch einmal.

Einmal mußt du den Sprung doch tun, der dich ins Neuland führt, je länger du wartest, desto schwerer wird er dir ankommen! Mut.

### Der Trick

Es ist wahr: wir leben in einer Zeit der ungezügeltsten Reklame. Nichts geht mehr ohne das vorbereitende Trommelfeuer entsprechender Propaganda, und selbst wenn man betteln will, muß man sich heutzutage, um nicht ganz erfolglos zu bleiben, den Grundfragen moderner Reklametechnik fügen, einen „Widfang“ haben, die Aufmerksamkeit fesseln können. Der Mann, der sich am zweiten Pfingsttag gegen sechs Uhr abends in einer Seitengasse der Laborika in Rusle als großartiger Propagandameister erwies, war seine fünfzig bis sechzig Jahre alt, und betriebs damit einseitig, daß die Fähigkeit, sich dem Zeitgeist anzupassen, nicht immer vom Alter abhängt. „Goppla!“ rief er plötzlich und versuchte einen Kopfstand zu machen. „Hei Kup!“ Aber es mißlang. Noch einmal! Es ging wieder nicht. „Gallo!“ staunte er laut. „Das ist doch vor einigen Tagen noch ganz gut gegangen!“ Und er versuchte von neuem. Es mißlang aber abermals. Inzwischen hatten die Menschen freilich angefangen, sich um den Alten, der sich so auffällig benahm, zu sammeln. Männer, Frauen, Mädchen, Kinder: eine bunte Gesellschaft, die den relativ anständig angezogenen Mann für irrsinnig halten mußte, da er immer wieder versuchte, auf offener Straße, auf dem Bürgersteig, einen Kopfstand zu machen. „Warren Sie einen Augenblick!“, rief er seinen Zu-

schauern zu, „vielleicht habe ich die Taschen zu voll!“ Und er begann sie zu leeren. Es kam ein Taschentuch zum Vorschein, ein kleines Taschmesser, ein mageres Brieftäschchen und ein Papierfächer, der von weitem wie ein Lotterielos aus sah. „Meine Damen und Herren!“ rief der Alte und schwenkte diesen Schein. „Hier habe ich etwas! Wenn mir der Kopfstand jetzt gelingt, schenke ich Ihnen das da!“ Nun waren alle fest davon überzeugt, daß der Mann berrückt war. Aber er war es keineswegs, denn als der Kopfstand von neuem mißlang, machte er ein tieftrauriges Gesicht, entfaltete sein lotterielosähnliches Papier, und entnahm ihm ein anderes — ein Schreiben, wie man auf den ersten Blick feststellen konnte. „Geht nicht mehr!“, sagte er dabei. „Offenbar haben die da doch recht gehabt! Schauen Sie, meine Damen und Herren“, und er hielt den Leuten das Schriftstück entgegen, „das da ist eine Bescheinigung aus dem Kranfenshaus, daß ich herzkrank bin und nicht arbeiten darf. Offenbar habe ich also wirklich ein schwaches, ein schlechtes Herz. Aber vielleicht haben die Herrschaften ein gutes...“ Und mit diesen Worten steckte er den Schein ein und zog die Kasse, um einzusammeln. Nun: die Prager schienen wirklich ein gutes Herz zu haben. Der Trick gelang. Der Alte lächelte zufrieden, dann ging er weiter, um seinen Trick in einer anderen Gegend erneut zu versuchen. G e r u 3.

### Bürgerstolz

Jede amerikanische Stadt hat ihre „Booster“, Leute, die es sich zur Lebensaufgabe machen, den Ruhm ihrer Stadt möglichst laut zu verkünden. Besondere Boostervereine sorgen für die systematische Durchführung dieser hehren Aufgabe. Die Handelskammer von Oklahoma City hat vor kurzem folgenden Vorschlag zur Hebung des Bürgerstolzes gemacht: Jeden Tag sollen zu einer bestimmten, generell festzusetzenden Zeit sämtliche Sirenen (der Fabriken usw.) nicht die laoderen Etablissements und anrüchlicher Straßen) h e u e n. Wenn dieses Signal

ertönt, soll jedermann sich an die ihm zufällig am nächsten befindliche Person wenden; die beiden sollen sich kräftig die Hände drücken und ausrufen: „Wir leben in der prächtigsten Stadt der Vereinigten Staaten!“ Ob der Nachbar bei dem Sirenengetöse versteht, was der Nachbar sagt, ist freilich eine Frage. Aber er weiß es ja auch ja.



## Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch. Drakowa Nr. 22. Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

Schachaufgabe Nr. 321.

Von Hans Beutler, Bern (Schweiz).

Schwarz: Kd4, Th5, Lf7, Sd8, Bc3, f4, g6. (7).



Weiß: Kf2, Ta5, e4, La3, e4, Bb3, c2, g2 (8).  
Matz in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 316: La6—c4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Tepper Franz, Karlsbad, Dinneber Emil, Tettschen; Schöffel Anton, Schönbritz; Beutel Wilhelm, Arnstorf b. Tettschen; Wanick Franz, Hertine; Sturm Heinrich, Brünn; Hahl Erwin, Schindler Robert, Freund Anton, Tyle Vladimir, Hofeld Otto, Lohmüller, Hans, Chmhlak Theo, sämtlich Nesteritz; Nitsch Rosa, Trupschitz; Hyna Josef, Hostomitz; Havel Franz, Modlan; Goldner Josef, Serbitz; Walter Ludwig, König Anton, Stenwitz Hans, Kwitkau.

### Aus den Sektionen

Arbeiter-Schachklub Wisterschan hat sein Vereinsjahr beendet. Nachdem nun die beiden Abteilungsmeister ermittelt sind, folgt nun noch das Hauptturnier um die Klubmeisterschaft.

In der Abteilung Wisterschan wurden folgende Ergebnisse erzielt: Sieger wurde der noch junge, aber talentierte Gen. Hans Neuberger mit 19 Punkten (zweirundig ausgetragen). Es folgen: Novotny und Mikula je 14 Punkte; Schramm und Triltsch je 13 Punkte; Settmacher, Kára und Altschmid je 11 Punkte; Skarwada 10 Punkte; Scharschmid 4 Punkte; Stelnwitz Hubert und Nowak je 2 Punkte.

In der Abteilung Kwitkau siegte Gen. Scharoch mit 9½ Punkten. Nach ihm folgten die Genossen: Robek 9 Punkte; Tesaf 7½ Punkte; Schmid 5½ Punkte; Walter, Eichler A. und Steinwitz Hans je 5 Punkte; Steinwitz Adl 4½ Punkte; König 3 Punkte; Wagner B. und Eichler E. je 1 Punkt.

Das Vereinsturnier der Sektion des A. u. S. L. S. S. alle Teplitz-Schönau endete mit nachfolgendem Resultat: Vereinsmeister wurde Gen. Hofmann mit 15½ Punkten; es folgen: Brückner 15 P.; Frisch 14 P.; Röckl und Srb je 11½ P.; Loos 10½ P.; Lieblich 10 P.; Nakladal 9½ P.; Dnesch 8½ P.; Nausch 6½ P.; Gaiser 5½ P.; Müller und Steh je 5 P.; Zapf 4 P.; Nickel ¼ P. und Pietschmann 0 Punkte.

Arbeiter-Schachklub Wisterschan hält am 17. Jänner, ¼ 9 Uhr vormittags, seine XI. Hauptversammlung ab. Alle Mitglieder sind verpflichtet, daran teilzunehmen. Anschließend Wettkampf Wisterschan gegen Kwitkau.

### 2. Bezirk Schachsparte

Am Sonntag, den 24. Jänner, 9 Uhr früh, findet im Hotel „Laurer“, Teplitz, Masarykstraße, eine Bezirksschachkonferenz statt. Jede Sektion muß mit wenigstens 2 Genossen vertreten sein. Programmpunkte: Bezirksmeisterschaft, Neuwahl, Schachangelegenheiten, Referent vom Kreis.